

Universität Köln
Institut für deutsche Sprache und Literatur

Am Rande des Wahnsinns

Stefan Zweigs Selbstdiagnose in der Schachnovelle

Einführungsseminar Literaturwissenschaft II
Dr. Hartmut Kircher
SoS 1995

von
Jan Bruners
Matrikelnr.: 2723492
Luxemburger Str. 124 (17/27), 50939 Köln

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Autor und Protagonist	1
3	Die Gefahr der Entgrenzung	2
4	Literatur	5

1 Einleitung

Die wenigen Kritiker der Schachnovelle haben ihre Arbeiten mit der Bemerkung begonnen, es sei seltsam, daß es zur Schachnovelle kaum Sekundärliteratur gebe. Die Feststellung gilt immer noch. Selbst bei einem weniger facettenreichen Werk wäre eine ähnliche Vernachlässigung durch die professionelle Kritik ungewöhnlich, in Bezug auf die Schachnovelle ist sie unverständlich. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich im ersten Teil (Autor und Protagonist) mit den autobiographischen Elementen der Novelle, konkret den Parallelen zwischen Zweig und dem Ich-Erzähler einerseits und dem Protagonisten Dr. B. andererseits. Der zweite Teil (Die Gefahr der Entgrenzung) bezieht sich auf Zweigs „theoretische“ Aufarbeitung der geschilderten psychischen Probleme Dr. B.s, d.h. seiner eigenen Krankheitssymptome.

2 Autor und Protagonist

Schon Daviau und Dunkle¹ vermuteten eine autobiographische Komponente in der Schachnovelle: sie setzten allerdings Autor und Erzähler gleich, was in Bezug auf die weitere Interpretation zu falschen Schlüssen führt.

Allerdings könnte die Rahmenhandlung der Novelle durchaus autobiographisch sein: der Ich-Erzähler befindet sich als Reisender von New York nach Buenos Aires in einer ähnlichen Situation wie Zweig selbst; auch der Erzähler ist Exilösterreicher und offenbar Angehöriger einer gehobenen Schicht. Ganz offensichtlich zeigen sich in ihm auch gewisse Standesvorbehalte Zweigs gegenüber einer neuen Oberklasse, der Gruppe der hochbezahlten, einseitig begabten Künstler, mit. Zweig schreibt am 27.10.1941 an Ben Hübsch, seinen amerikanischen Verleger: „...mein ganzes Denken und Betrachten ist an europäische, ja sogar lateinische Mentalität gebunden“². Schwamborn spricht in diesem Zusammenhang von einer „doppelte[n] Verbannung“³. Der Autor ist also nicht in der Lage, sich der veränderten Situation und den neuen Werten anzupassen und wertet sie in der Person McConnors als amerikanischem Selfmademan und Czentovics als tumbem Schachkünstler ab.

Obwohl also Parallelen zwischen dem Ich-Erzähler und dem Autor bestehen, scheint die Identifikation des Protagonisten Dr. B. als Dr. Zweig⁴ plausibler, da sich hier deutliche Hinweise auf Zweigs innere Situation im brasilianischen Exil finden. Die gesamte Erzählung des Passagiers Dr. B. über seine Haftzeit bei der Gestapo wirkt wie eine literarische Aufarbeitung von Zweigs eigenen psychischen Problemen. Der erste Teil - die Isolierung und sensorielle Deprivation in der Zelle - korrespondiert mit Zweigs Einsamkeit in Petropolis:

¹Daviau/Dunkle, S. 370

²Berlin, S. 343

³Schwamborn, S. 415

⁴Schwamborn, S. 414

„Nie sah ich [...] ein menschliches Gesicht, nie hörte ich eine menschliche Stimme; Auge, Ohr, alle Sinne bekamen von morgens bis nachts und von nachts bis morgens nicht die geringste Nahrung [...]; man lebte wie ein Taucher unter der Glasglocke im schwarzen Ozean dieses Schweigens“.⁵

Besonders deutlich wird das durch einen Brief (28.12.1941) an seine erste Frau Friderike, in dem er schreibt: „I suffered so much that I could not concentrate any more.“⁶ Diese Äußerung steht wörtlich in der Schachnovelle (S.54). Tatsächlich beschreibt „Zweig, der selbst nie [...] diese vollständige Isolierung tatsächlich erfahren hat“ den Leidensweg des Dr. B. „wie jemand, der dies am eigenen Leibe erlebt hat.“⁷ Die Feststellung, Zweig sei nicht selbst gefoltert worden, ist nicht ganz zutreffend: seine psychische Erkrankung machte die Gestapo praktisch überflüssig, er selbst quälte sich bis hin zum Selbstmord. Es ist kein Zufall, daß spätere wissenschaftliche Arbeiten⁸ die Beschreibungen in der Schachnovelle vollkommen bestätigen: schließlich hat ein Kranker durch Reflexion einen unmittelbaren Zugriff auf seine Symptome.

Die Einordnung der Krankheit Dr. B.s (bzw. Stefan Zweigs) ist nicht einfach: während von Zweig bekannt ist, daß er an Depressionen litt und dadurch möglicherweise subjektiv eine sensorielle Deprivation erlebte, fügen sich die Zwangsgedanken, der starke Durst und die autoaggressive Tendenz des Dr. B. auf dem Höhepunkt seiner Erkrankung nicht in dieses Bild. Auch die Entgrenzung und Ungeduld, unter der Dr. B. in der Zelle leidet, deuten eher auf eine Manie hin:

„Schließlich steigerte sich meine Erregung [...] zu solchem Grade, daß ich nicht einen Augenblick mehr stillzusitzen vermochte“.⁹

Die These, daß Zweig nicht an einer Depression, sondern an einer bipolaren Cyclotomie litt, also auch zu manischen Ausbrüchen neigte, ist offensichtlich gerechtfertigt, wenn man, wie vorgeschlagen, Dr. B. als Spiegelbild des Autors betrachtet.

3 Die Gefahr der Entgrenzung

Der Autor nannte seine Arbeit „eine Schachnovelle mit einer eingebauten Philosophie des Schachs“¹⁰. Die Überlegungen, die er anstellt, sind auch durchaus philosophisch, allerdings zielen sie nicht in erster Linie auf das Schachspiel. Die Frage, ob es in der Novelle „ebensowenig um das Schach, wie

⁵Stefan Zweig: Schachnovelle, S. 48 [Im folgenden werden bei Zitaten aus dem Text nur noch die Seitenzahlen angegeben, Textausgabe s. Bibliographie]

⁶Friderike Zweig, S. 351

⁷Schwaborn, S. 419

⁸Vernon: Black Room, s. Literaturverzeichnis

⁹S. 73

¹⁰Stefan Zweig: Briefe an Freunde, S. 337

im Kohlhaas um die Pferde¹¹ geht, ist bisher nicht eindeutig entschieden. Daviau und Dunkle halten es für ein bloßes ersetzbares Symbol, Vesely und Schwaborn glauben, es sei gerade als Symbol nicht zu ersetzen. Das Schachspiel ließe sich prinzipiell sicher ersetzen, wenn es einen Bereich gäbe, der die Begrenztheit und Grenzenlosigkeit in einen so engen Zusammenhang bringt und somit ein geeignetes Symbol sein könnte.

Zweig benutzte Schach häufig als Symbol für die Auseinandersetzung, aber auch für Kunst:

„Am besten kann man diese Gebanntheit und gleichzeitige Freiheit des Künstlers vielleicht mit einer Schachpartie vergleichen. [...] Wie dort das Spiel auf vierundsechzig Felder, so ist die künstlerische Produktion an die fünfzig- oder hunderttausend Worte der Sprache [...] gebunden. Aber ebenso wie sich auf den vierundsechzig Feldern zwischen schwarz und weiß unendliche Variationen ergeben und nie ein Spiel dem andern von Anfang bis Ende ähnlich bleibt, so wird der künstlerische Produktionsprozeß bei jedem Künstler immer ein ganz besonderer sein“¹².

Diese Kombination aus Begrenztheit und Grenzenlosigkeit war für den Autor offenbar äußerst interessant. Der Ich-Erzähler der Schachnovelle glaubt, ein geistig regsamer Mensch müsse durch freiwillige Begrenzung auf die 64 Felder des Schachbretts wahnsinnig werden. Aus der Erzählung Dr. B.s geht dagegen das Gegenteil hervor: erst durch die Aufgabe der psychischen (!) Begrenzungen des Schachbretts und des (wenn auch schon vorher virtualisierten) Gegners gerät er in Gefahr.

Die Verlagerung einer Schachpartie in die Vorstellung eines Spielers, die Preisgabe der physischen Begrenzungen - das „blinde“ Spielen - stellt allerdings noch keinen „unnatürlichen“ Akt der Entgrenzung dar. Vesely hat bereits bemerkt, daß es „ganz unvorstellbar [sei], daß Czentovic nicht einmal fähig war, auch eine einzige Partie blind zu spielen“, weil ein Schachspieler „von einem bestimmten Niveau der Spielstärke [...] die Vorstellungskraft und Phantasie gar nicht entbehren“¹³ könne. Diese teilweise Virtualisierung ist also nicht nur im System des Spiels vorgesehen und angelegt, sondern wird sogar für eine Beherrschung zwingend vorausgesetzt.

Die Grenzen des Schachbretts und die Unterscheidung der beiden Spieler bestehen zunächst in den Gedanken Dr. B.s weiter, und diese klare Unterscheidung, dieser geistige Kontrast schützt ihn vor der Bodenlosigkeit. Czentovic kann angeblich bereits diesen Schritt nicht nachvollziehen, was, wie oben bemerkt, bei einem Schachweltmeister völlig unmöglich ist. Allerdings fällt dieser Fehler nicht unter die „Sachungenauigkeiten“¹⁴, die, wie Vesely herausgestellt hat, dem Autor aus Unkenntnis unterlaufen sind, sondern ist durch die Struktur der Novelle vorgegeben: Czentovic muß als Antagonist vollkommen gegen die Entgrenzung immun sein, also auch den ersten Schritt verweigern.

¹¹Klein: Novelle, S. 511

¹²Stefan Zweig: Geheimnis, S. 244f.

¹³Vesely, S. 520

¹⁴Vesely, S. 518

Die gefährliche Transformation des Spielprinzips vollzieht sich erst, als Dr. B. versucht, gegen sich selbst zu spielen. Nicht in der „vollkommene[n] Spaltung des Bewußtseins“¹⁵, der „künstliche[n] Schizophrenie“¹⁶, besteht allerdings die Gefahr, sondern darin, „daß ich durch das selbständige Ersinnen von Partien mit einemmal den Boden unter den Füßen verlor und ins Bodenlose geriet“¹⁷, wie Dr. B. selbst erzählt. Was hier Bodenlosigkeit genannt wird, ist eben die Entgrenzung, die zum Wahnsinn führt.

Das, wozu sich der Häftling zwingt, könnte man als paralleles Denken bezeichnen, als Überlastung des Gehirns mit einer grenzenlosen Vorstellungswelt. Das Warten auf den Zug des Gegenspielers entfällt, die zeitlichen Abstände zwischen den Zügen laufen gegen Null und schließlich verschwimmen die Grenzen zwischen den Partien: der Spieler ist den unendlichen Kombinationen ausgeliefert, ohne daß er sich an einer realen Stellung oder einem Gegenspieler orientieren kann.

Nach seiner „Heilung“ nennt Dr. B. sein entgrenztes Schach „Traumschach, [...] in dem wie immer im Traum Zwischenstufen übersprungen wurden“¹⁸. Er bezweifelt selbst, daß er überhaupt „fähig [ist], eine normale Schachpartie zu spielen“¹⁹, und fragt sich, ob seine Partien während der Haft „regelrechte Schachpartien“²⁰ waren. Er hat schließlich nur das Skelett des Schachspiels benutzt, die Möglichkeiten der Kombination, ohne die zum Spiel gehörenden Grenzen anzunehmen. Daher sind seine Kombinationsreihen keine wirklichen Schachpartien, obwohl er sich auch an einem wirklichen Schachbrett meisterhaft orientieren kann.

Seine Begegnung mit dem „klassischen“, begrenzten Schachspieler Czentovic zeigt deutlich die Möglichkeiten und die Gefahren der Entgrenzung: zwar verliert Czentovic die erste Partie wegen der Überlegenheit des grenzenlosen Schachspielers B., aber er macht sich dessen Unfähigkeit, sein Denken zu begrenzen, zunutze, und läßt ihn sich in seiner Vorstellungswelt verirren.

Das menschliche Gehirn wird nicht durch Begrenzung überanstrengt oder gereizt, sondern durch Grenzenlosigkeit. Das Wesen der psychischen Erkrankung ist eben die fehlende Selektion, die Unfähigkeit, aus der Menge der Eindrücke auszuwählen. Beschränkte Menschen wie Czentovic dagegen können zwar richtig auswählen, aber sie haben nicht die Möglichkeit, zu abstrahieren und damit in die Nähe der Unbegrenztheit zu kommen. Das schließt eine psychische Erkrankung geistig begrenzter Menschen natürlich nicht aus, denn auch ein phantasieloser, geistig träger Mensch erhält mehr Eindrücke, als er verarbeiten kann. Nur im Kontext dieser Novelle gibt es den Gegensatz zwischen Engstirnigkeit bzw. Phantasielosigkeit und psychischer Erkrankung als Gleichnis für den Gegensatz Begrenztheit und Grenzenlosigkeit.

¹⁵S. 67

¹⁶S. 71

¹⁷S. 69f.

¹⁸S. 81

¹⁹S. 81

²⁰S. 81

Zweig hat mit dieser Novelle meisterhaft die Notwendigkeit von Grenzen und Selektion für den menschlichen Verstand dargestellt. Diese Leistung ist besonders vor dem Hintergrund seiner akuten Erkrankung sehr beeindruckend.

Literatur

- [1] Berlin, Jeffrey B., Stefan Zweig and his American Publisher. Notes on an unpublished correspondence with reference to Schachnovelle and Die Welt von Gestern, in: Vierteljahresschrift, Bd. 56, 1982, S. 259-276
- [2] Daviau, Donald G. / Dunkle, Harvey I., Stefan Zweig's „Schachnovelle“, in: Monatshefte (MDU), Bd. 65, 1973, S. 370-384
- [3] Friedenthal, Richard (Hg.), Stefan Zweig: Briefe an Freunde, 1978
- [4] Klein, Johannes, Geschichte der deutschen Novelle von Goethe bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1956
- [5] Schwamborn, Ingrid, Schachmatt im brasilianischen Paradies, in: GRM, Bd. 34, 1984, S. 404-430
- [6] Vernon, Jack A., Inside the Black Room, New York 1963 [Studie über sensorielle Deprivation]
- [7] Vesely, Jiri, Das Schachspiel in der Schachnovelle, in: Österreich in Geschichte und Literatur, Bd. 13, 1969, S. 517-523
- [8] Zweig, Friderike (Hg.), Stefan Zweig - Friderike Zweig: Briefwechsel 1912-1942, Bern 1951
- [9] Zweig, Stefan, Das Geheimnis des künstlerischen Schaffens, Frankfurt 1981
- [10] Zweig, Stefan, Schachnovelle, Frankfurt 1967 [Textausgabe]